

Der ungefähr zehn Jahren wachsende Bürger der guten Stadt Grünau eine große Entdeckung. Oft und öfter stellen sich aus dem einige Meilen entfernten Luftkurort und aus anderen Sammelorten der feinen Welt vornehmliche Herren und Damen zu Besuch ein, welche für die altbekannten Lebenswichtigkeiten Grünau's eine beschreibende Wichtigkeit zeigten. Sie verlangten nur, daß man ihnen das Geburtshaus des berühmten Tonbilders Johannes Müller zeige, und fügten sich sehr unbedenklich über die anfängliche Unkenntnis der Grünauer in diesem Punkte. In der That hatte man in Grünau bisher von diesem großen Sohne der Stadt so gut wie gar nichts gewußt, nicht einmal von den Wälfen, mit denen er sich in der Tonstadt von heute einen der ersten Plätze gewonnen. Allerdings gab es einen kleinen Kreis von Musikfreunden, meist bejahrten Herren, welche still unter sich der edlen Kammermusik dienten und als Dilettanten von allen guten Schlägen recht Erfreulichkeiten leisteten; diese oder jenen den Kreis ihrer Geliebten zuge und gingen über Verhöven, höchstens nach Schachern, nicht hinaus. Im Uebrigen befriedigten die Grünauer ihre musikalischen Bedürfnisse auf billiger Weise, ihre Klavierstunden den Töchtern des Ortes zu lassen, in jenen Kaufhäusern, wo der Bismarck-Bildungswort, die Klavierstunden, die Jungfrau betet und die gültigsten Bildnisse in hingelassenen Takteln aufhängen, während die wachsenden Gesangsvereine der Stadt einander überboten in dem sentimentalen Vortrag sogenannter Lieder im Volkston mit transalpinen Akzenten, bald darauf verstorbenen Stadtmusikanten das Licht der Welt erblickt, nachmals aber als Zögling der Waisenschule und als Lehrling in einer Fischhandlung seine Kräfte überdauern musikalische Altväter geübt verbummelt habe. Als er dann sogar ergab, seine Augen zu der Tochter seines Prinzipals zu erheben, habe ihn dieser fortgeführt, und er sei mit einer Puppenfotografie weggegangen, hinaus in die weite Welt.

Natürlich wurde die gemeine Deutlichkeit dieser Lebensbeschreibung jetzt mit morgengrohem Lufte umwoben. Es bildete sich eine Vereinigung von Honoratioren, um unter dem Namen „Johannes Müller-Stiftung“ das Andenken und die Reliquien jener Zeit zu pflegen, als sein Genius unter uns die Augen öffnete und wandelte.

An dem musikalischen Geburtshaus, welches bis jetzt den Geistes einer neubekannteren Brauerei als Wohnung diente, wurde eine marmorne Tafel angebracht, und der Stadtrat Wassermann, derzeitiger Inhaber jener langjähriglichen Fischhandlung, ließ in seinem Laden eine zweite Tafel anheften, mit der Aufschrift:

1844-1847
Hier lebte und wirkte
Johannes Müller.

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren
Klingt
Sein Wort und seine That den Enkeln
wieder.

Schließlich wurde an den fern wohnenden Meister selbst eine Adresse entsandt mit der Bitte, auf seiner nächsten Reise auch die „theure Vaterstadt“ mit einem Besuche zu beehren. Der Vorstand der „Stiftung“ bereitete eine Empfangung vor mit festlicher, weitgeschickter Jungfrauen und Hofsoldat, die vereinigte Gesangsvereine mühten sich an einer schwierigen Komposition des Gefesterten ab, und der unzufriedene Verleger des Kreisblattes übernahm die Stadt mit gern gelaufenen Photographen des Meisters, die er von einer Handlung in der Residenz im Ramisch zu halben Preise erworben hatte, da sie noch von seiner ungefähr zwanzig Jahre alten Aufnahme herrührten.

Um diese Zeit, an einem schönen Sommermittage, lebte im Gasthof zur goldenen Dohle ein alterer wohlbeleibter Herr mit freundlich ernten Zügen ein, angesehen wie ein bürgerlicher Reisender in guten Verhältnissen und sichtlich ermüdet von einer langen, häufigen Fußwanderung. Nach altem Grünauer Brauche verführte der Wirth es nicht, sich eine Weile zu dem Fremden zu setzen und ihn über die Verhältnisse und Lebenswichtigkeiten der Stadt zu unterrichten, während jener sich einen ganzen gebatrenen Haß wohl schmecken ließ und dazu mit Kennernamen den guten Wein schlürfte. Es schien, daß er für diese angenehmen Lebenswichtigkeiten mehr Interesse habe als für das Wohl und Wehe von Grünau, einiges aber regte ihn doch sichtlich an, und als der sprachige Wirth ihn auch die Photographie Johannes Müllers, mit langen Rüschenlocken im malerisch drapirten Fels, zeigte, betrachtete er sie lange Zeit und meinte, so habe er sich den berühmten Mann nicht vorgestellt. „Ja, sehen Sie“, meinte der Wirth, „so ein Künstler sieht eben anders aus als unterricht. Für einen Wirth oder Weinhandler wäre das freilich keine Lecht.“ Denn er hatte schon aus dem Aussehen und dem unabhängigen Treiben des Fremden entnommen, daß dieser ein reisender Weinhandler sei, und ein gewisses heimliches Schmunzeln seines Gastes bestätigte ihm nun diese Vermuthung.

Der Sonntagsgast.

Dem entsprach denn leider auch die vielstellige Gleichgültigkeit, mit welcher der Fremde die Mittheilung des Wirthes über die Ausstattung des Geburtshauses aufnahm. Man hatte dort in dem Zimmer, welches laut einer an der Thür angebrachten Tafel „den ersten Saal des tongewaltigen Meisters“ vernahm, die meisten Reliquien aufgestellt, unter Anderem eine Melode, welche Johannes Müller angeblich als Zögling des Waisenhauses getragen, ein Stück von der Schulbank, auf der er gelesen, einen Plan der Stadt Grünau zu jener Zeit und dergleichen. „Neb er selbst, mein Herr, wurde in jenem Zimmer geboren!“ schloß der Wirth nachdrücklich der Fremde über brumme herlos: „Na ja, irgendwo mußte es ja wohl sein!“

„Zum Glück begann eben jetzt in dem großen Saal des Gasthofes der vereinigte Gesangschor mit der Probe der Festkantate. Mehrere Honoratioren, die sich mittlerweile zu ihrem Abendessen umgesehen hatten, lauschten anhängig den herüberklingenden Klängen, und der Wirth bemerkte mit Behagen: „Da können Sie mal hören, Verehrter, was wir hier in der Wälfenstadt für Stimmen haben! Und jedesmal nach der Probe ist bei uns eine solenne Musikfeier!“ Der Fremde aber schien von der Macht des Gesanges wenig erbaut. Mit jedem Takte wurden seine Züge finsterner, ab und zu fuhr er wie von einer Wesppe stochen zusammen, tief halbblau: „Gis, Gis, nicht G!“ oder „fester, fester, nicht so schalmeig!“ und endlich bei einer von den Tänden mit besonders innigem Spielton eingeleiteten Stelle schlug er auf den Tisch und rief: „Aber um Gotteswillen, das soll doch ein Lied von Menschen sein und nicht von Meerschweinchen!“

Diese Komposition scheint Ihnen nicht zu behagen“, bemerkte einer der empfunden Grünauer Herren spitz, „ich kann Ihnen aber sagen, daß sie von unserem berühmten Johannes Müller selber ist, und zwar eines seiner vorzüglichsten Werke!“

Der Fremde sah ihn einen Augenblick verwirrt an und schick sich mit der Hand über die kalte Stirn. „Sie haben recht, mein Herr“, erwiderte er höflich lächelnd, „die Komposition ist zweifellos sehr schön — ich bin leider etwas nervös und verheiß nicht so viel von Musik.“ Bald darauf erkundigte er sich nach dem Bahnhof, bezahlte und zog mit Stolz und Umhängetafel höflich grüßend von dannen.

„Ein sonderbarer Kunde“, hieß es unter den Kurdehleidenden. — „Scheint einen Vogel zu haben.“ — „Zweifellos ist es gut, daß er selber einsteigt, wie viel er von der Musik versteht.“ — „Es kann eben nicht jeder einen Johannes Müller begreifen.“

Unterdes scheint der Fremde durch den warmen Sommerabend fröhlich, fragend er hatte Zeit, der nächste Tag hielt in Grünau ein um elf Uhr. Sie und da blieb er vor einem der alten Häuser stehen, auch an dem Geburtshaus machte er Halt und entzifferte die im Nebengold schimmernde Inschrift, ging aber nicht hinein.

„Endlich vor einem Hause, dicht an der Grenze der Neustadt, hemme er wieder seine Schritte. Die unteren Räume waren dunkel, oben aber aus dem offenen Fenster eines erleuchteten Zimmers drangen Töne eines ziemlich dünnklingigen Pianos. Der Fremde lauschte eine Weile, dann fragte er einen vorbeistreichenden Jungen, wer hier wohne.“

„Das ist die Freischule“, erwiderte der Junge, „hier wohnt nur der Herr Lehrer Hilberg mit seiner Mutter.“

Der Fremde lauschte wieder, dann zog er kräftig an der großen Thürschwelle. Das Spiel hörte auf, von innen näherten sich Klaviertöne und Männerstimmen. Ein junger blondhaarer Mann, die Lampe in der Hand, öffnete und sah den Fremden stehend an.

„Bereichen Sie die Stürzung“, sagte dieser höflich. „Auf meinem Wege zur Bahn hätte ich hier Jemand Klavier spielen. Sie waren es wohl selbst; wäre es mir vergönnt, dem Spiele eine Weile zuzuhören?“

„Nicht wahr, es ist ein schönes Stück?“ meinte der junge Lehrer. „Wahr und von wem es ist, weiß ich selber nicht. Sehen Sie hier, es ist Manuskript auf altem und schlechtem Papier.“ „Andante fiero“, sonst steht nichts darüber, kein Autor und keine Opuszahl. Ich fand es beim Räumen, wo ich zwischen die Musikatur durchstöberte, weil sich da oft ein Stück Noten oder Gedrucktes findet, was unferne gen aufbewahrt; denn kaufen kann ich mir nicht viel.“

„Es ist ein wunderliches Stück“, meinte der Fremde. „Aber Sie spielen es nicht, wie es hier steht.“

Hilberg erwiderte: „Sie haben ganz recht“, antwortete er, „ich habe es ein wenig ausgepöppelt, hier und da ist noch offenbar ein Fehler auf dem Papier. Wahrscheinlich sind die Noten von einem noch ziemlich ungründeten Schüler abgeschrieben worden.“

„Oder verjagt“, meinte der andere lächelnd. „Sie haben es genau verbessert und vollkommen sinngemäß weitergeführt. Ohne Zweifel haben Sie auch selber schon anderes geschrieben, wollen Sie mich davon nicht einmal etwas hören lassen?“

Hilberg zögerte, aber die Mutter lagte: „Du es nur, Ulrich, da siehst, der Herr versteht etwas von der Sache, und wer etwas versteht, vertheilt nicht ungerne.“

„Sie dürfen nicht viel erwarten, ich habe mich ja nur für mich selber eben können, seit ich von Seminar hierhergekommen bin; dort hatten wir einen vortrefflichen alten Lehrer, und was ich etwa kann, ist von ihm.“ — „Aber“, fuhr er fort, „dann müssen Sie uns auch was zum Verlesen geben. Was wäre es, wenn wir Sie einladen könnten zu uns und bei uns ein Abendessen?“

Der Fremde nahm dankend an, und nun vertiefte sie sich in die kleinen Kompositionen, die ihm der junge Lehrer mittheilte. Manches gab dem Zuhörer Anlaß zu freundschaftlich und vollständig angenommenen Einwendungen und Beachtungen, im ganzen aber wurde er immer vergnügter und zufriedener, auch das Spiel Hilbergs schien ihm sehr zu gefallen. „Haben Sie nichts von Johannes Müllers?“ fragte er, während er sich zum Abendessen hiet. „Der scheint ja gegenwärtig hier in der Stadt sehr Mode zu sein.“

„An den mag ich mich noch kaum“, meinte Hilberg lächelnd. „Ich habe wohl gelegentlich einiges von ihm erworben, aber da muß ich erst lange studieren, bis ich hinter die eigentlichen Schönheiten komme.“ — „Und dann“, fügte er hinzu, „die Sachen sind sehr theuer!“

„Ja“, meinte der Fremde, „das ist trefflich mundete, das ist leider wahr. Da müssen wohl die Verleger d'ran schuld sein. Na, wenn der Mann erst eine Zeitlang tot ist, dann wird er auch so billig wie Meinet und Hagen. Aber wer weiß, ob ihn dann noch einer mag.“

„Wichtig, was man ihn dann erst recht verstehen“, erwiderte der junge Lehrer ernst und entzifferte mit bescheidener Begierde seine von dem andern her und da wechselnd eingeschränkten Ansichten über die Vorträge und Töne des Grünauer Meisters.“

„Sie sind wohl auch in dem Vereine zur Pflege seiner Reliquien?“ fragte der Fremde etwas ironisch.

„Aber nein“, meinte Frau Hilberg, „dabei ist mein Sohn nicht. Das ist nur etwas für die rechten Herren; und dann sind wir ja auch eigentlich keine Grünauer.“

„Ich auch nicht“, versetzte der Fremde und rief mit der alten Dame an.

„Nun müssen Sie aber Ihr Versprechen halten“, meinte sie, „und uns auch etwas spielen.“

Der Fremde nickte und nahm ohne weiteres vor dem alten Klavier Platz. Und dann begann er — „Andante fiero.“

Anfänglich war es Note für Note ganz dasselbe Stück, welches er vorher gehört. Aber wie mächtig, voll und weich schwell das klagende Gelächte unter seinen Griffen aus dem schwachen Instrument hervor; mit welcher feinsinnigen Gewalt schwang sich die Melodie darüber auf! Und nun, als sie fast zu verfliegen schien unter dem unaufhörlichen Ströme der Klage, da lang sie plötzlich wieder an, leis zuweilen, doch jagend sich erkühnend in silbernen Wohlklang; das Trauergeklänge ward zum beruhigenden Lenzener, über dessen Spiegel die Melodie wie ein erlösendes Gebet sich wogte und in selig jähelnden Akkorden ausklang.

Es blieb eine Weile ganz still, als der letzte Ton verhallt war. Die alte Dame hatte die Hände gefaltet. Ihr Sohn blühte den Fremden mit leuchtenden Augen an. „Ja“, sagte er endlich

leise, fast traureig, „so möchte es sein, so muß man es spielen!“

„So werden Sie es auch einst spielen“, versetzte der Fremde und erhob sich. „Haben Sie Dank für diesen Abend — meine Zeit ist um.“ Er rückte sich zum Abschied.

„Dürfen wir nicht wenigstens erfahren“, begann Frau Hilberg vorzulegen.

„Ich werde Ihnen von der Melodie schreiben“, fiel der Fremde ein, „für heute abend ich möchte sonst den Tag verfluchen und die Nacht in Grünau bleiben müssen.“

„Einige Tage darauf wurde der Vorstand der „Johannes Müller-Stiftung“ durch einen Brief des berühmten Tonbilders in große Befürchtung versetzt. Der Meister entschuldigte sich, daß er es sich leider doch vertragen müße, die ihm ungedachten Übungen in Grünau persönlich in Empfang zu nehmen. Inzwischen möchte er jenseits der Veste seinen Dank in etwas zu beweisen. Er habe sich demgemäß erlaubt, theils aus eigenen, theils aus gewissen ihm zu solchen Zwecken zur Verfügung stehenden Stipendiatenmitteln eine Stiftung zu bilden, welche es für die nächsten drei Jahre einem begabten jungen Grünauer ermöglichen, in seiner Nähe sich musikalisch weiter auszubilden und sorgfältig die Rüschenlocken zu betreten; und hierzu könne er seinen Würdigeren beizutreten als den derzeit an der Armenerschule zu Grünau angestellten Lehrer Ulrich Hilberg.“

Als die Herren hierauf zu dem jungen Schöpfung des Meisters eilten, fanden sie diesen bereits durch einen anderen Brief vorbereitet. „Kommen Sie“, hieß es in diesem Briefe, „kommen Sie so bald als möglich; bringen Sie Ihre liebe Frau Mutter mit, bringen Sie weiter mit was Sie wollen, vor allem aber das Manuskript des „Andante fiero“, meines ersten jugendlichen Kompositionversuchs. Es ist die einzige meiner dortigen Melodien, die ich nicht in dem Grünauer Johannes Müllers Manuskripten möchte.“

Durch den jungen Lehrer und seine Mutter erfuhren die Herren von Grünau nun auch, wer der fremde Hilbert gewesen sei, der ihre wohlthätige Stiftung so wenig zu würdigen wachte. Es gelang ihnen noch einigen Bemühungen, die Lebensversicherung zu gewinnen, daß sie ihn eigentlich gleich erkannt und nur auf seinen persönlichen Wunsch das Prognostik höflich und ruhig beobachtet hatten. Aber es ist leider nicht zu vermeiden, daß seit jener Zeit die verlässliche Vegetation für Johannes Müllers in der Stadt, wo seine Wälfen stark abgenommen hat. Künstler und Mensch haben eben selten in einem Mann auf derselben Höhe“, meinte der Stadtrat Wassermann ernstlich. „Als Künstler mag unser berühmter Landmann verhältnismäßig Großes bedeuten, aber als Mensch — na, davon wollen wir lieber schwärmen.“

„Papa kommt nicht!“

Im Krankenzimmer herrschte tiefe Stille. Das gedämpfte Licht der Lampe überdeckte einen matten, unglücklichen Schein, der das Auge nicht so recht an dieses Dämmerlicht gewöhnen, um die Gestalten unterföhden zu können, die man wohl lauseln über die Treppe schreien. „In einer Ecke der Gemächs liegen immer Kinder und weinen leise vor sich hin.“ Am Tische steht die gute Dame, sie sitzt dabei, um die Frau zu pflegen, die sich in der Nacht ein Kugel in die Brust geföhlen. „Sie ist die einzige, die ihr Hülfe leistet, die letzte Hülfe.“

„Kafangs gaben die Ärzte wohl einige Hoffnung, die Unglückliche am Leben erhalten zu können oder dann wurden ihre Wiener immer bedenkllicher und schließlich föllen sie den letzten Spruch: „Seien Sie auf das Heiligste geföhrt, meine Gnädige.“ Die Kugel hat die Lunge durchbohrt, die Kranke hat nur noch einige Stunden zu leben.“

Ihr einige Worte zu sprechen, scherzhafte Worte. Aber sie spricht nicht. Sie macht einige Schritte und tritt knapp an die Lampe. Tobenwille herrscht im Saale.

Ungeahnte Vorkommen sind auf sie gerichtet. Alles hält den Athem an. Das ganze Auditorium ist von einer Art Entsetzen erfüllt. Das mag das Gefühl der Zuschauer gewesen sein, als man in der römischen Arena das wehrlose Opfer eines grausamen Imperators den Tigern und Pantheren vorwarf. Man spricht sie. ... Das grade nicht. ... Gleichviel. ... Oh, auch die Lippe der Schauspielerin zuckt, sie spricht. Sie spricht in unbedingtem Tone, einen Satz und noch einen Satz. ... Man hört Rede und Gegerede auf der Bühne. ... Man athmet auf. ... Es ist, als wälte sich ein Alp von der Brust der Zuschauer. ... Kein Pfiff erdote. ...

In einer einsamen, stillen, dämmerigen Stube sitzen zwei Kinder auf dem Sofa und halten einander die Hände. Sie waren lange schweigend geföhlen. „Papa kommt nicht“, ... Küstler der Knabe. „Nein, er kommt noch immer nicht“, antwortet das Mädchen. Die Kinder schweigen wieder. ... Ab und zu bringen dumpfe Hammerschläge in die Kinderohren. Ein Satz wird in diesem Hause geföhlen.

„Nun raucht er wieder.“

Willy hatte ein Liebchen. Willy pflegte immerfort zu rauchen und vertheilte dabei das feinste Kraut. Raucherlich rauchte nach Tabak, ein Versuch, den sein Herzblut nicht im geringsten vertragen konnte. Sie hat Willy, das Kraut einmischen — um ihre Willen! ... Konnte er das abschlagen? Obwohl er nicht mehr rauchte, konnte er es doch nicht unterlassen, in der Raucherliche Cigaretten bei sich zu führen. Sein Liebchen arbeitete nun einmal an seiner Beförderung und nahm ihm deshalb des Abends, wenn er zu ihr kam, die theuern Glühmängel weg, damit ihr Schatz nicht in Verdubung geföhrt werde.

Willy hatte bemerkt, daß sein zukünftiger Schwiegervater die gewohnte Pfeife abgelegt hatte und jetzt recht feine Cigaretten dampfte, woraus er schloß, daß die Verhältnisse des Mannes sich recht günstig gestaltet haben müßten.

Eines Abends blieb Willy länger als gewöhnlich bei der Braut. Als er endlich zum letzten Mal „Gute Nacht, mein Herzchen!“ sagte, hörte er den alten Herrn, der da glauben mochte, er sei schon fort, seine Tochter anrufen: „Nun, wie geht's denn heut' Abend mit den Cigaretten? Hatte er keine in der Rocktasche?“

Willy sagte kein Wort, doch seit diesem Tage verpöpte er seine Havannas wieder selbst eigenmächtig.

„Papieregel aus Papier.“

In letzter Zeit werden besonders in Spanien Dampfer, sowie Blatten zum Belegen der Haushüren, Adler, Bodenkammern, Küchen u. s. w. aus Wappmaße hergestellt. Bekanntlich wurden schon früher in England Adler, sowie Wälfchen und hauptsächlich Häher aus Gullastoffen, dem am weitesten aus Papierabfall zugelegt wurde, hergestellt; doch haben sich alle diese Habritate nicht bewährt; insbesondere konnten die Häher nur zum Verfabrt trockener Waaren benutzt werden, da die Glätter derselben stets durch Säuren und Alkalien angegriffen wurde. In jüngster Zeit nun wurden derartige Gegenstände einem Vade mit einem starken Wasserlaugegehalt ausgeföhrt, das gleiche Verfahren wird auch zur Herstellung der Papierregel angewandt. Der Gullastoff wird erst in Gießeform gepreßt und das Produkt mit einem Ueberzuge von Kaltwasserlauge versehen. Abgegeben von dem ornamentalen Schmuck, welcher sich durch Verwendung derartiger verschieden gefärbter Ziegel herstellen läßt, zeichnen sich diese Papierregel durch große Widerstandsfähigkeit gegen die Atmosphären, sowie durch ihre Feuerfestigkeit aus.

Wie viel eine Schriftstellerin verdient.

Man sagt immer, daß die Schriftsteller kein Glück in der Welt haben. Für die Schriftstellerin scheint dieses Wort jedoch keine Geltung zu haben. Zum Beweis theilt der „New York Critic“ mit, daß Miss Ward für ihren Roman „David Greave“ 16,000 Pfd. St. erhielt, weitere 16,000 Pfd. St. für „Waterloo“ und 3000 Pfd. St. für „Robert Elmore“. Miss Ward hat also mit drei Büchern die Kleinigkeit von 40,000 Pfd. St. verdient.

Berechtigte Frage.

Herr Klattcher: „Wie kam es, daß Du das Geheimniß das ich Dir anvertraut nicht für Dich beistehest?“

Frau Klattcher: „Wie kam es, daß Du es nicht für Dich beistehest?“

Jonisch.

Herr Professor, ich schreibe jetzt einen famosen Roman — der wird vertrieben, sage ich Ihnen!“

„Als Pa-papier?“

Intelligent gedacht.

Die kleine Elsbeth (nachdem ein taubstummer Bettler das Haus verlassen): „Aber, Mama, wenn der Mann nicht sprechen kann, könnte er denn da nicht das Besondere lernen?“

Der gute Onkel.

„Na, hat Dir Dein Onkel aus der Verlegenheit geholfen?“

„Ja, den Buckel voll gekütert hat Rat'schläge hab' ich geföhrt!“